

Das Pfeifspiel

Erinnerung an Jaques Tati

Es gibt keine schönere Erinnerung an die Kinderstube modernen Lebens als den Film *Mon Oncle* von Jacques Tati. Wenn wir an der mannshohen Pforte zum Bungalow von 1957 schrillen, eilt die Hausherrin zum elektrischen Türöffner, doch vorher stellt sie noch einen mannshohen, wasserspuckenden Fisch an, der uns im Garten empfangen soll. Ist es Tati, der geklingelt hat, stellt sie den Fisch gleich wieder ab. Die Brunnenfigur arbeitet als Anlage sozialer Klassifikation, und Tati arbeitet als Agent eines Lächelns, das sich an der Lächerlichkeit der Klassifikation entzündet – und nicht eher aufhört, bis es das Mobiliar des Bungalows in Stücke gebracht hat.

Mit dem Charme einer inzwischen leicht farbverschobenen Ausgabe von *Readers Digest* kommt der Film daher, zeigt in grellem Miteinander die Ausrüstung einer Fabrikantenvilla, die 1957 an der Front des Fortschritts kämpft. Nicht nur, daß die Möbel ihre Funktion verweigern und statt dessen den Raum bevölkern wie Gestalt gewordene Kalauer; nicht nur, daß der Staubsauger ferngesteuert seine Aufgaben erledigt; nicht nur, daß die Küche eine aberwitzige Kreuzung zwischen Raumkapsel und Labor darstellt – nein, es ist der ganze Bungalow, die ganze Kulisse, die wie ein genau dosiert ins Surreale verfreimdetes Raumschiff im Gemüsebeet des alten Frankreich gelandet ist. Zunächst scheint der Film seine Komik einzig aus der grotesken Dysfunktionalität der Dinge zu beziehen, aber *Mon Oncle* ist ein Ausstattungsstück, das wunderbar nach hinten überkippt in den stets lauernden tieferen Sinn.

Am eindringlichsten bleut uns die Tonspur des Films das ein: die Dinge lärmen herzerreißend in der Fabrikantenvilla. Über die Köpfe ihrer Benutzer hinweg verbunden sie sich in einem gegen ihre Benutzer gerichteten Konzert, und wenn wir hören, wie sehr der Fabrikant und seine Gattin sich schon auf diesen Kammerton ihres Heims eingestimmt haben, streift uns die schwermütige Erkenntnis, daß in gewissen seiner selbstgebauten Kulissen dem Menschen wohl nichts übrigbleibt, als Stafage und bewegtes Mobiliar zu sein. Doch dann kommt Tati, den kleinen Sohn seiner Schwester abholen. Kaum haben sie die mannshohe Pforte von außen zufallen lassen, setzt das Akkordeon ein und will gar nicht mehr aufhören. Die beiden sind höchst vergnügt unterwegs im anderen Leben, dort wo es Pflützen gibt und einen dicken Gemüsehändler, der falsch auswiegt, weil sein Lastwagen einen Platten hat und darum die Waage schief steht. Will er den Platfuß beheben, fällt ihm sein gesamtes Werkzeug aus der offenen Wagentür entgegen.

Der Junge, endlich der erstickenden Fürsorge entronnen, erholt sich beim Pfeifspiel. Die Regeln sind einfach. Nachdem vier Jungs ihren Einsatz gegeben haben, pfeift einer von ihnen aus ihrem Versteck, und wenn der anvisierte Passant sich so lange nach dem Lockvogel umsieht, daß er krachend gegen die Straßenlaterne läuft, hat der Pfeifende den Einsatz gewonnen. Die Modulationen der Pfiße und des Schepperns ergeben eine prachtvolle musikalische Variationsreihe . . .

Leider muß Tati den Kleinen wieder zu Hause abliefern, und leider eröffnet ihm sein Schwager bei dieser Gelegenheit, er beabsichtige, den Müßiggänger Tati nunmehr in seiner Fabrik zu beschäftigen.

Unnötig zu erwähnen, wie Tati dort natürlich dermaßen schief im Getriebe stecken wird, daß es zu einem Kolbenfresser kommt und die Fabrik sich dem Kollaps nähert – aber eine andere Sache ist erwähnenswert: die Akustik der Fabrik erinnert beklemmend an die des Bungalows. Schritte klingen dort genauso, wie wir es schon einmal gehört haben, nämlich so, als bestünde der Boden aus Hohlblocksteinen.

Tati gönnt sich ein Nickerchen, nachdem er im Fabrikantenhaushalt das mit aller Kraft gegen seine Benutzung arbeitende Fauteuil so lange um und um gewendet hat, bis es in einer unvorhergesehenen Seitenposition doch noch als Liegefläche zu gebrauchen ist. Seine Freunde, die Pfeife, der Hut und der Schirm sind um ihn herum. Inmitten der sprechenden Dinge leistet Tati sich den Luxus des Schweigens. Beinahe ist er eine Stummfilmfigur, eine geradezu skandalöser Anachronismus in einem Werk, das jedem Haushaltsgerät Gehör verschafft.

Der Film, der aussieht wie ein Klamauk aus archäologischen und melancholischen Beständen, ist reinste Analyse. Er sagt, eine Verschwörung von Materialien wird es immer geben. Die Dinge, mal im Mantel des Rustikalen, mal in kühl-zickigen Posen, umstehen uns nach wie vor in gleichem Abstand. Sie verständigen sich hinter unserem Rücken. Sie bilden einen Raum, aus dem es kein Entkommen gibt.

Heute wären Geranien und leistungsstarke Fernsehantennen der kleinste gemeinsame Nenner, doch wenn Tati eine neue Milieustudie durchführen würde, so geriete sie ebenso unvermeidlich zum Welttheater wie der Film *Mon Oncle*.

Unser Fabrikant hat sich unterdessen schon fast totgeärgert über seinen Schwager und beschlossen, diesen stillen Totengräber des Fortschritts in die Kolonien abzuschicken. Tati wird zum Flughafen geschafft. Während man ihn aber expatriert, um endlich die Ordnung wiederherzustellen, bringt der Junge seinem Vater das Pfeifspiel bei. Vielleicht wird auch der Fabrikant noch lernen, die Dinge auf andere Weise zu umarmen, als er es bisher getan hat.

PATRICIA GÖRG

SZ AM WOCHENENDE

Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung